

Reinhard Bernbeck's book is challenging in every way. Even at a readability level it is not easy and occasionally demands a substantial degree of familiarity with the cultural sciences on the part of the reader. Moreover, the reader must be willing to engage with the author's personal writing style, since Bernbeck acts according to Agamben's injunction to "seek a witness, be a witness". In terms of its contents, the book is an archaeological essay penned by a political archaeologist outside of the usual restraints of excavation analyses. When Bernbeck states that "an archaeology of the Nazi period [...] can never take a post-humanist and object-ontological standpoint without sliding into cynicism" (p. 131) and thus concealing "human suffering", he is hardly asking too much, given the epoch he is dealing with. Such an archaeology raises precisely the sort of questions that are constantly being prompted, for instance, by "post-colonial studies". One question which remains unanswered, however, is whether or how this demand can and should be transferred to other epochs, regimes, or social situations.

The book is not a traditional excavation analysis, nor does it offer an introduction to the archaeology of the modern era. It is an archaeological essay grounded in deep sociological and philosophical thought, a call for a self-reflective approach to archaeology, and an appeal for recognition of the powerful eloquence of supposedly voiceless materiality. The Adorno quote in the introduction (p. 7) is not only a guiding motif for Bernbeck's scientific analysis but appears to me to have a deeply personal, biographical resonance; it is obvious how closely the author identifies with the topic at a human level. The book not only inspires but actually forces its readers to contradict, agree, disagree, and reflect. And that is a good thing, because beyond the archaeological site at Tempelhofer Feld and the National Socialist era, fundamental questions are raised about the self-conception of archaeological work and historical interpretation. The author answers these consistently from his chosen perspective. Reinhard Bernbeck's statements are provocative, and rightly so. Archaeology as a field of scientific research must not be political, but the archaeologist should certainly be. For readers who agree with this view, this book is to be recommended.

Translated by Sandy Hämmerle and Isabel Aitken.

D-24118 Kiel
Johanna-Mestorf-Str. 2-6
E-mail: umueller@ufg.uni-kiel.de

Ulrich Müller
Institut für Ur- und Frühgeschichte
Christian-Albrechts Universität Kiel

HUGO ANDERSON-WHYMARK / DUNCAN GARROW / FRASER STURT (Hrsg.), Continental Connections. Exploring Cross-Channel Relationships from the Mesolithic to the Iron Age. Oxbow Books, Oxford 2015. £ 36,00. ISBN 978-1-78297-809-1. iv + 172 Seiten mit 49 Abbildungen und 2 Tabellen.

Im Zeichen des Brexit erscheint es bemerkenswert, dass 2015 im United Kingdom diese Sammelchrift erschien, die die Zusammenhänge zwischen der Vorgeschichte der Britischen Inseln mit der kontinental-europäischen Vorgeschichte thematisiert. Die Herausgeber, Dozenten an den englischen Universitäten von York, Reading und Southampton, haben ein Team von zehn Autoren zusammengeführt, die über Problemfelder vom Mesolithikum bis zur Eisenzeit referieren. Die Arbeiten werden in ihrer Reihenfolge in dem Werk besprochen.

Eingangs führen Duncan Garrow und Fraser Sturt in die Materie und die folgenden Beiträge ein („Continental connections: introduction“, S. 1-6). Beim Ende der letzten Eiszeit waren Irland und England mit Schottland und Wales noch Teile des Kontinents, die erst postglazial zu Inseln wurden, Irland um 18.000-14.000 v. Chr. und Britannien um 8000-6000 v. Chr., das einstige

Nordsee-Festland „Doggerland“ noch später. Manche offene Fragen werden im folgenden Beitrag erörtert. Erstmals kommt als ein Zentralbegriff des ganzen Werks die „connectivity“ zur Sprache, die Eignung zu Verbindungen.

F. Sturt behandelt dann das geologische Geschehen („From sea to land and back again: understanding the shifting character of Europe's landscapes and seascapes over the last million years“, S. 7–27). Wenn während der Glaziale der Meeresspiegel global stark absank, waren die Britischen Inseln fünfmal landfest und wurden später in den Interglazialen wieder Inseln. Rez. sieht einen Konflikt gegenüber der Angabe, dass der verbindende hohe Weald-Artois-Kreiderücken schon im späten Wolstonian (dem Saale-Glazial; Abb. 2.6) durch den Channel River durchbrochen wurde. Er leitete zuerst das Wasser eines großen Schmelzwassersees vor der Eiskante in den westlichen Kanal ab, der schon damals als Meeresbucht dargestellt wird (Abb. 2.7).

Das folgende endpleistozäne und frühholozäne Geschehen verlief turbulent und ist z. Z. eher kleinräumig zu verfolgen; z. B. bildeten sich die Kanalinseln Guernsey, Jersey und Herm nicht gleichzeitig. Als der Channel River schließlich umkippte, nun Atlantikwasser nach Nordosten führte und die Nordsee entstehen ließ, war das Ende der Landbrücke aus Kreide besiegelt und die Flüsse nahmen ihre heutigen Richtungen an.

Im frühen Holozän wurde die Turbulenz durch zwei Großereignisse akzentuiert. Um 8200 BP führte ein Ereignis beim Abschmelzen des Eisschildes im Norden zu einem plötzlichen Anstieg des Meeresspiegels der entstehenden Nordsee um 1–3 m, und um 8000 BP löste der (unterseeische) Storegga-Erdrutsch einen Tsunami aus, der sich weithin auswirkte. Britannien war während der Glaziale menschenleer und wurde danach jeweils neu besiedelt.

Der folgende Artikel „Attitudes and latitudes to seafaring in prehistoric Atlantic Europe“ von Robert Van de Noort (S. 28–42) gilt frühen Wasserfahrzeugen und setzt eine Zeit voraus, in der der Channel River oder schon der Kanal existierte. Fundbilder von Steingeräten in Britannien und die mesolithische Besiedlung der Orkney-Inseln zeigen, dass der Kanal und der Pentland Firth in Schottland vom Mesolithikum an überquert worden sind. Es stellt sich die Frage, mit welcher Art Fahrzeugen dies möglich war?

Im Zentrum der Erörterungen stehen Fahrzeuge aus Holz: zunächst im Mesolithikum (?) und Neolithikum Stammboote (Einbäume). Auf ihrer Grundlage entstanden in der Bronzezeit Plankenboote, wie sie z. B. in North Ferriby und Dover ausgegraben wurden. Der Fund von Dover deutet Verkehr über den Kanal an.

Stammboote setzen dicke Stämme voraus. Bis postglazial solche Bäume wuchsen, ist einige Zeit vergangen. Daher liegt es dem Rez. näher als dem Verf., für die Frühzeit mit Hautbooten nach Art der „Weiberboote“ (Umiak) der Inuit zu rechnen, wie sie in steinzeitlichen Felsbildern aus Skandinavien bezeugt sind. Das ist dem Verf. ebenso bekannt wie die rezente Existenz von Hautbooten (winzigen Coracles für Binnengewässer und Currags für die küstennahe Fahrt) in Irland, Wales und Schottland. Der Wert dieser Quellen für die Vorzeit ist aber umstritten. Doch in Dalgety in Schottland ist in der Bronzezeit ein Coracle für eine Bestattung benutzt worden (D. ELLMERS, Vor- und frühgeschichtlicher Boots- und Schiffbau in Europa nördlich der Alpen. In: H. Jankuhn et al. [Hrsg.], Das Handwerk in vor- und frühgeschichtlicher Zeit 2. Abhandl. Akad. Wiss. Göttingen, Philol.-Hist. Kl. Dritte F. 123 [Göttingen 1983] 479 Abb. 2).

Verf. schließt aus den mit dünnen Ruten miteinander „vernähten“ Planken der Bronzezeitboote auf die Abstammung von genähten Hautbooten zurück. Es gibt aber ein antikes Schriftzeugnis aus Hallstatt D oder Latène A für Hautboote am Kanal: den von Avienus (Ora maritima V, 101–106) verwendeten „Alten Periplus“. Er sagte, dass die gallischen Oistrymnier in Hautbooten

Zinn von Cornwall zum Festland gebracht hätten. Der *Periplus* wird auf Euthymenes von Massilia (6./5. Jahrhundert v. Chr.) oder Pytheas (4. Jahrhundert v. Chr.) zurückgeführt. Über hölzerne Seeschiffe berichtet erst Caesar. Da ihre Planken nicht miteinander vernäht waren, gehen sie nach Meinung des Rez. nicht auf die bronzezeitlichen Plankenboote zurück. Eher imitierten diese plumpen Schiffe mit Ledersegeln das Vorbild von griechischen oder punischen Zinnfrachtern mit Segeln aus Stoff.

Zum Schluss erfährt der Leser, dass die ältesten bekannten Einbäume der Britischen Inseln in das Neolithikum datieren. Was für Boote kannte das Mesolithikum, ist zu fragen.

Dem Mesolithikum als Kulturperiode gilt der folgende Beitrag „Britain and Ireland inside Mesolithic Europe“ von Graeme Warren (S. 43–58). Alle drei Stufen (Früh / Spät / Spätest) sind in jeweils eigener Weise auch in Irland bezeugt, das schon anfangs eine Insel war. Die ersten Stufen spiegeln das kontinentale Mesolithikum wider, doch die geometrischen Mikrolithen (Trapeze) des kontinentalen Spätestmesolithikums haben die Inseln nicht erreicht.

Das folgende Kapitel „Seaways and shared ways: imagining and imaging the movement of people, objects and ideas over the course of the Mesolithic-Neolithic transition, c. 5000–3500 BC“ von Hugo Anderson-Whymark und Duncan Garrow (S. 59–77) ist ein Schwerpunkt des Werks, denn auch in der Vorgeschichte der Britischen Inseln war die Wende vom Mesolithikum zum Neolithikum besonders folgenswer. Wie der Titel erwarten lässt, dominiert zunächst die postprozessuale Theorie, mit einem Rückblick auf die ersten Bearbeiter des Themas, V. G. CHILDE (bes. *The Danube in Prehistory* [Oxford 1929]; DERS., *The Dawn of European Civilisation* [London 1957]) und S. PIGGOTT (*The Neolithic Cultures of the British Isles* [Cambridge 1954]).

Dann werden Schlüsselbefunde diskutiert. In einem Abfallhaufen der mesolithischen Station Ferriter's Cove (County Kerry) in Irland kamen Knochenreste eines domestizierten Rindes zutage (4495–4195 cal BC). Haben die Mesolithiker das Haustier bei einer winzigen, extrem frühen Gruppe neolithischer Pioniere in Irland erbeutet oder bei Neolithmenschen in Frankreich? Beide Modelle erfordern die Überquerung offener See. In Einbäumen?

Bei Jadeitbeilen aus den West-Alpen ist der Import vom Kontinent sicher, nicht aber, ob sie in Britannien von neolithischen (so ein Wasserfund vom Sweet Track in Somerset [3807/3806 v. Chr.]) oder mesolithischen Menschen verbreitet worden sind. Bei Grabtypen und Keramik stellt sich diese Frage nicht, wohl aber, ob einzelne Gefäße wirklich aus Frankreich stammen, aus dem Umkreis Chasséen-Michelsberg. Es scheint sich anzudeuten, dass die ersten neolithischen Pioniere in Britannien ganz kleine isolierte Menschengruppen waren, die jeweils nur Fragmente der kontinentalen „Mutterkultur“ übertragen hätten.

Ab ca. 4050 v. Chr. verbreitete sich die neue Wirtschafts- und Lebensweise von Kent aus schnell und erreichte ca. 3800 v. Chr. Irland und ca. 3700 (?) v. Chr. Nord-Schottland (Abb. 5.3). Offenbar blühte das neue Zentrum in Kent so schnell auf, dass es selbst expandieren konnte.

Dem Rez. erscheint beachtenswert, dass Kent nicht zu Fuß durch Doggerland zu erreichen war, sondern über See, von Frankreich aus. Schon die mesolithische Besiedlung Irlands setzt Seefahrt über weite Strecken voraus, und neolithische Pioniere mussten zusätzlich junge Haustiere über See befördern. War das in Einbäumen möglich? Vielleicht, wenn man geduldig auf optimales Wetter wartete?

Einen anderen Aspekt dieser Problematik thematisiert Chris Scarre („Parallel lives? Neolithic funerary monuments and the Channel divide“, S. 78–98). Grabbauten setzen in Britannien später ein als die neolithische Besiedlung (ca. 3800 / 3700 v. Chr.). Der Impuls scheint von Ganggräbern mit runder Kammer in der Westnormandie ausgegangen zu sein, doch die ersten Gräber mit

Mehrfachbestattung in Coldrum und Broadsands weichen im Detail von normannischen ebenso ab wie danach die insularen Long Barrows.

In Nordfrankreich ist später mehrdeutig, ob sich Galeriegräber (über Holzbauten, oder nordkontinentale Ganggräber?) mit den dortigen Ganggräbern verbinden lassen. Die Frage berührt Britannien nicht mehr, wo zu dieser Zeit Großbauten als Kreismonumente aus Stein oder Holz unabhängig von Nordfrankreich entstanden.

Im Fazit scheint es, dass kontinentale Grabtypen nur kurz auf britische eingewirkt haben, Jahrhunderte nach dem Beginn des Neolithikums in Britannien.

Der folgende Beitrag von Neil Wilkin und Marc Vander Linden „What was and what would never be: changing patterns of interaction and archaeological visibility across north-west Europe from 2500 to 1500 cal BC“ (S. 99–121) überspringt einen Hiatus. Kontinentale Leser werden den Überblick über das Verhältnis zwischen dem kulturgeschichtlichen Ansatz und dem prozessualen bzw. postprozessualen zu schätzen wissen. In dieser Periode traten nachhaltige Änderungen in den gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Verhältnissen ein, die sich als gesteigerte Mobilität und beschleunigtes Tempo der Innovationen subsumieren lassen.

Vor 2500 v. Chr. verband die Grooved Ware Britannien mit Irland, und festliche Versammlungen bei Henge-Monumenten führten die Bevölkerung zusammen. Diese Feastings waren ein Phänomen, das auf Britannien beschränkt war und auf dem Kontinent keine archäologisch fassbaren Parallelen hatte. Gleichzeitig waren Silexdolche von Grand Pressigny (Frankreich) in verschiedensten Kulturgruppen nur kontinental verbreitet. Der Kanal war anscheinend (oder nur scheinbar?) eine Barriere.

Um 2500 v. Chr. ergreift dann das „Glockenbecherphänomen“ (Bell Beaker Phenomenon; BBP) in kurzer Zeit nicht nur weite Teile des Kontinents, sondern auch die Britischen Inseln: Kanal und Irische See werden in dieser Epoche häufig überquert. Der Tote des frühen reichsten Glockenbechergrabs überhaupt, der „Amesbury Archer“ bei Stonehenge, ist durch Strontium- und Sauerstoffisotope im Zahnschmelz mit dem „Schwarzwald“ (corrigé: Süddeutschland mit Alpen) verbunden. Ein sogenannter „cushion stone“ könnte ihn als Metallarbeiter ausweisen. Die Bogen-Bewaffnung der Beaker Culture ist durch Armschutzplatten aus lokalem Stein in Britannien und Irland ebenso bezeugt wie auf dem Kontinent.

Im Grabtyp dominieren Einzelgräber (evtl. unter Hügeln oder in Holzbauten), daneben existieren BBP-Einzelbestattungen in älteren Kollektivgräbern. Irland geht teilweise eigene Wege. Dort entsteht der Typ des Keilgrabs und allmählich verbreitet sich die Kremation.

Bei der Expansion der Kupfermetallurgie beherrscht zunächst Kupfer von der irischen Ross-Insel den Norden Britanniens, während im Süden anfangs kontinentales Kupfer dominiert. Goldene Lunulae erreichen in Irland die höchste Qualität und werden bis zum Kontinent „exportiert“, doch der Anstoß zu dieser Entwicklung könnte vom Festland ausgegangen sein.

Später beliefert zunächst Wales ganz Britannien mit Kupfer, doch schließlich dominiert südlich des Bristol-Kanals wieder Kupfer vom Kontinent (Abb. 7.1 Nr. 12).

Gewissermaßen entsteht in der Zeit des BBP ab 2500 v. Chr. eine neue Welt, die durch Vielfalt, Fernbeziehungen und zugleich regionale Sonderentwicklungen gekennzeichnet ist. Sie bereitet die Entstehung der reichen Wessex-Kultur vor, die aber – wie die ganze Bronzezeit – in dieser Sammelchrift nicht erfasst ist.

Also überspringt der nächste Artikel „Rethinking Iron Age connections across the Channel and the North Sea“ von Leo Webley (S. 122–144) wieder einen längeren, wichtigen Zeitraum.

Das dann skizzierte Bild der Eisenzeit wirkt gewissermaßen pointillistisch. Z. B. lassen Ringe aus Schiefer von Dorsetshire in der Latènezeit der Schweiz und in Manching auf Fernexport schließen, während sich Alltagsgerät beidseits des Kanals gleicht (Abb. 8.1; 8.2). Britannien war nicht isoliert. Die „Keltisierung“ der Britischen Inseln wird in der Bronzezeit vermutet.

Der folgende Beitrag „Connections and separation? Narratives of Iron Age art in Britain and its relationship with the Continent“ von Jody Joy (S. 145–165) über schöne Prestigegüter der Eisenzeit ergänzt das vorige Kapitel. Hallstattbronzen aus der Themse und der Nachbarschaft werden als Altfunde anerkannt (durch „diplomatische Heirat“ nach Britannien gelangt?). Für die Latènezeit werden I. M. STEAD's (*Celtic Art in Britain before the Roman Conquest* [London 1985]) fünf Stilstufen britannischer Kunst chronologisch infrage gestellt, da sich am selben Objekt zwei Stile finden können. Auch die These, um 300 v. Chr. ließen Verbindungen zum Kontinent nach, kann nicht mehr gestützt werden, eher gilt das Gegenteil.

Interessante Gedanken gelten der Seefahrt vom Kontinent nach Britannien. Brachte die Bewältigung – mit göttlicher Hilfe – des „fremden Elements Meer“ einem britischen Edlen Prestige oder kam das anderen Seefahrern zugute? Und dann die „Ports of Trade“ Hengistbury Head usw.: Warum strahlen die kontinentalen Importe nicht von diesen Plätzen aus? Dem Rez. erscheint denkbar, dass das eigentliche Transportgut von den Häfen aus verteilt worden ist, aber archäologisch unsichtbar ist (z. B. Salz), während die sichtbaren „Importe“ in den Häfen nur Geschenke unter den Unternehmern beidseits des Kanals gewesen wären, die in unbekannter Form den Trans-Kanal-Verkehr betrieben.

Abschließend blicken F. Sturt und D. Garrow auf diese Sammelschrift zurück („Continental Connections: concluding discussion“, S. 166–172). Im Mittelpunkt stehen theoretische Erörterungen über den Quellenwert des Erhaltenen: Es lässt u. U. konträre Interpretationen zu oder die Deutung änderte sich im Lauf der Zeit, so dass der Kontext ihrer Entstehung berücksichtigt werden muss. In dieser sensiblen Gedankenwelt sind die Beiträge entstanden.

Einige Aspekte werden als Fallstudien betrachtet und sollen hier stichpunktartig zusammengefasst werden, zuerst die Sichtbarkeit der Quellen: Unter Umständen haben einst Faktoren, die keine materiellen Spuren hinterlassen haben, das Geschehen mindestens ebenso nachhaltig bestimmt wie die gefundenen Realien (wie oben vom Rez. erwogen).

Dann die „equifinality“ (ein Faktor, der auf verschiedenen Wegen zum selben Ziel führen und der vorschlagshalber als „Zielgleichheit“ übersetzt werden kann): In jedem Einzelfall ist zu prüfen, wie und wodurch ein Ergebnis zustande kam.

Ebben und Fluten: Wie die physische Geographie Europas, änderte sich die Intensität von Beziehungen zwischen bestimmten Gebieten.

Zum Stichwort „Interaktion: Kreise und Pfeile“ wird betont, dass die Kontakte in der Prähistorie ein offenes System gebildet hätten. Kartierungen mit abgegrenzten Verbreitungsfeldern und Pfeilen werden dem nicht gerecht.

Maßstab / Auflösung: Der Grad an Genauigkeit der Untersuchung kann das Ergebnis schwerwiegend verändern. Auch starre Konzepte wie z. B. vom Meer nur als Barriere wären voreingenommen und behinderten die Erkenntnis.

Die postprozessuale Forschung zeigt sich als hochsensibles offenes System, dessen Resultate – genau genommen – nur als vorläufig gelten können. Jedes andere Vorgehen würde aber dem Todesurteil „simplistic“ (intellektuell ungenügend) verfallen (mit dem Risiko, dass sich ein „mentaler Ärmelkanal“ zwischen der britischen Forschung und der kontinentalen öffnen könnte).

Das Werk ist bedeutsam. Es gibt dem kontinentalen Leser Einblick sowohl in eine wichtige Materie als auch in die postprozessuale Geisteswelt der britischen Forschung. Britannien gehörte schon in prähistorischer Zeit zum Kontinent, so wie die britische Forschung keine insulare Sonderstellung einnimmt. Dass die Bronzezeit nicht selbständig thematisiert wird, ist zu bedauern. Warum werden z. B. die Fernkontakte der Wessex-Kultur nicht analysiert? Sie können eigentlich nicht nur ein „simplistisches Phantom“ sein.

D-55118 Mainz
Taunusstr. 39
E-Mail: o.hoeckmann@t-online.de

Olaf Höckmann

DRAGOȘ GHEORGHIU / PHIL MASON (Hrsg.), *Working with the Past: Towards an Archaeology of Recycling*. Archaeopress, Oxford 2017. £ 25,-. ISBN 978-1-78491-629-9 (Paperback). £ 15,83. ISBN 978-1-78491-630-5 (PDF). VIII + 134 Seiten mit zahlreichen Abbildungen.

Das vorliegende Buch ist ein Sammelband mit elf Beiträgen, die sich mit dem Phänomen des „Recyclens“ der Vergangenheit auseinandersetzen. Das Ziel ist es, Wiederverwendungen von der Mikro- bis zur Makroebene zu betrachten, vom einzelnen Objekt bis hin zur Landschaft, „since both have the same materiality and suffer the same process of reutilisation“; die immaterielle Sphäre wurde dabei ebenfalls berücksichtigt (Zitat Rückumschlag). Dass es sich um den Tagungsband einer von den Herausgebern organisierten EAA-Session des Jahres 2009 handelt, erfährt der Leser mangels Vorwort erst bei einer gründlichen Lektüre (v. a. S. 103).

Der Begriff „Recycling“ wird zwar im archäologischen Kontext nach Kenntnis des Rez. seit spätestens 1972 verwendet (M. B. SCHIFFER, *Archaeological context and systemic context*. *Am. Ant.* 37,2, 1972, 156–165), dennoch stolpern aber möglicherweise einige aus dem deutschsprachigen Raum stammende Leser*innen über dieses Wort, denken sie vermutlich hinsichtlich des „Vorgangs einer Rückführung in einen im Kreis verlaufenden Prozess“ vor allem an das Ideal der modernen Abfallwirtschaft, weniger an ein „Recyclen“ von Landschaften, Gebäuden, Ideen etc., und reagieren befremdlich auf die Assoziation von Vergangenheit als eine Art „Altlast“.

Rez. gibt auch zu bedenken, dass das Bild des Kreislaufs, das durch die Verwendung des Begriffs „Recycling“ gezeichnet wird, ihm im Kontext von Geschichte unpassend erscheint, da die Zeit voranschreitet, bereits vorhandenes immer nur ausgehend von seinem aktuellen Zustand und unter den jeweils neuen Verhältnissen, und damit verändert, „wiederverwendet“ werden kann. Für Objekte etc. ergibt sich damit, anders als bei Rohstoffen, kein Kreislauf. Konsequenterweise bezog sich Schiffers „Recycling“ auf den Prozess selbst, der einen Kreislauf bilden kann, womit das Konzept, abstrakt, dann durchaus auch auf „Räume“, „Zeiten“ und / oder Ideen angewendet werden kann. Auf dem Rückumschlag des Bandes wird dann in Ergänzung zum Begriff „Recycling“ auch der Begriff „reutilisation“ verwendet.

Besonderer Aufmerksamkeit bedarf die Vorsilbe „re-“, die Rez. so versteht, dass den Handelnden bewusst ist, dass sie auf etwas zurückgreifen. Mag dies bei Nachbestattungen in Grabhügeln oder beim Einschmelzen beschädigter Bronzen die Regel gewesen sein, muss dies für die immaterielle Sphäre nicht zutreffen, wenn eine „Idee“ in Vergessenheit gerät und nach einer gewissen Zeit vollkommen unabhängig, also neu (!), erdacht wird. Uneingeschränkt zuzustimmen ist dem Text des Rückumschlags, dass Recycling oder „reutilization“ ein „basic anthropological process of humankind“ ist.